

(Mw. 3112)

ZEITSCHRIFT
FÜR
ROMANISCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON PROF. DR. GUSTAV GRÖBER †

FORTGEFÜHRT UND HERAUSGEGEBEN

VON

DR. ALFONS HILKA

PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT GÖTTINGEN

1922

XLII. BAND.



Mw. 3112



HALLE A. S.
MAX NIEMEYER
BRÜDERSTRASSE 6

Zu Hugo Schuchardts 80. Geburtstag.

Am 4. Februar feiert Hugo Schuchardt seinen 80. Geburtstag. Sein Werk ist eins der reichsten, die die Sprachwissenschaft besitzt. In ständiger Entwicklung begriffen, immer neue Gebiete umfassend, oft in veränderten Kanälen weiterfließend, kann es erst jetzt als ein Ganzes gesehen werden und ist auch heute noch nicht abgeschlossen.

Wie der romanischen, gehört es der Sprachwissenschaft im weitesten Sinne an. Der Zwanzigjährige, Schüler Diezens und vor allem Schleichers und Ritschls, schlägt im „Vokalismus des Vulgärlateins“ (1864—66) die Brücke von der klassischen zur romanischen Philologie und schafft die Grundlage für alle spätere Forschung auf diesem Gebiet. Er ist fortab auf Grenzpfaden gewandelt. Den rumäno-albanischen und keltischen Studien folgen die kreolischen: Bausteine zu einem Werk über die außereuropäische Romania, sie haben reichstes Material herbeigeschafft, Probleme gestellt und geklärt. Zugleich untersucht er die Sprachkreuzungen auf dem Boden der österreichisch-ungarischen Monarchie und beschäftigt sich mit dem Magyarischen. Seit dem Anfang der neunziger Jahre hat er sich, ohne je sein altes Gebiet aufzugeben, immer stärker dem Baskischen zugewandt und forschend, kämpfend, herausgebend die Wissenschaft von dieser Sprache mitbegründet (vor allem „Baskisch und Romanisch“ 1906 und „Die iberische Deklination“ 1907). Er greift noch weiter aus: an seine kaukasischen Studien schliessen sich — ich ziehe nur die Hauptlinien —, mit den baskischen zusammenhängend, die berberischen und mittelafrikanischen des Siebzigjährigen. Fast alle sind sie in steter, bald lockerer, bald enger Beziehung zur Romania.

Schuchardt hat der Sprachwissenschaft Gebiete erobert, er hat ihre Methoden umgebildet, ihre Probleme vertieft. Hatte ihn im „Vok. d. Vulgärlat.“ das „Werden der Sprache“ beschäftigt, so schreitet er nun nach allen Seiten über Diez hinaus. Von der gesprochenen Sprache ausgehend, fordert er — zugleich mit Ascoli und Mussafia — wissenschaftliche Darstellung der Laute und der Mundarten. Er stellt in der „Klassifikation der romanischen Mundarten“ (1870) die Frage nach den Sprachgrenzen und leugnet diese Grenzen, da er vorwiegend Übergänge — zeitliche Entwicklung, räumliche Abänderung — sieht. Er bekämpft

die mechanistische Einseitigkeit des junggrammatischen Dogmas in der berühmten Schrift „Über die Lautgesetze“ (1885). Die Berührungen der romanischen Sprachen mit fremden und die sprachlichen und nationalen Verhältnisse, die er in Österreich kennen lernt, führen ihn an das Problem der Sprachmischung heran („Slawo-deutsches und Slawo-italienisches“ 1884), Entstehung und Struktur der kreolischen Mundarten, die ihm zuerst als Mischsprachen erscheinen, in denen er dann ein primitives Sprachstadium erkennt, an die Idee der Weltsprache („Auf Anlaß des Volapüks“ 1887, „Weltsprache und Weltsprachen“ 1894). Die Etymologie, auf Wortbedeutung und Wortmischung gegründet, wird zur Individualgeschichte des Wortes („Roman. Etymologieen I. II“ 1897, 1899), diese, von der Sachforschung nicht zu trennen, zur Kultur- und Begriffsgeschichte („An Adolf Mussafia“ 1905), so schließlich die Bedeutungs- zur Bezeichnungslehre: Das Wörterbuch ist identisch mit der Grammatik. Wie früher die Anschauungen von Sprachgrenzen und Lautgesetzen, lösen sich ihm nun die grammatischen und syntaktischen Kategorien auf („Sprachursprung“ 1918—21, „Possessivisch und passivisch“ 1921).

Die Einheit dieses Werkes wird deutlich an Schuchardts Sprachphilosophie. Nicht von der Philosophie, sondern von der Sprachwissenschaft ausgehend, ist sie der Kern des Ganzen. In den „Vok. d. Vulgärlat.“ hat er noch manches von Schleicher übernommen. In der „Klass. d. rom. Mundarten“ ist er ganz selbständig. Die Sprache ist eine Betätigung, eine Funktion, kein Organismus. Damit ist in der Frage der Sprachverwandtschaft gegen die Stammbaumtheorie entschieden. Die Abänderung in Raum und Zeit ist von Mischung durchsetzt, die allen Wandel verursacht. So ist die einzelne Sprache ohne andere Einheitlichkeit als die des Gebrauchs. Die menschliche Sprache in ihrer Gesamtheit bildet eine Einheit, ein Kontinuum, unendlich abgestuft, in dem der Begriff der Entlehnung zurücktritt vor dem der elementaren Verwandtschaft. Aus der Entwicklung läßt sich die Entstehung erschließen. Hier ergibt sich die Priorität des Verbalbegriffs und des eingliedrigen Satzes. Es gibt nur eine, allgemeine Sprachwissenschaft. Die Sprache steht in Zusammenhang und Wechselwirkung mit allem Erleben der Menschheit.

Schuchardt hat, im Gefühl von der Einheit der Wissenschaft, „das Hineintragen naturwissenschaftlicher Anschauungen und Verfahrensweisen in die Sprachwissenschaft“ bekämpft. Sein Blick für das Lebendige und Vielfältige, im Goetheschen Sinne Organisch-Abgestufter und sich Entwickelnder, für das Sich-Kreuzen der Ursachen, Erscheinungen, Probleme, sein Ablehnen willkürlicher und dogmatischer Erklärung haben ihn nicht ins Relativistische geführt, sondern zu einer umfassenden Anschauung des sprachlichen Geschehens und zu einer tief sinnigen Auffassung der Sprachmischung. Er hat sie in den Arbeiten über eines halben Jahrhunderts dar-

gestellt, bis zu den jüngsten, zusammenfassenden, glottogonischen Schriften („Sprachverwandtschaft“ 1917, „Sprachursprung“).

Schuchardt will erkennen und wirken. Er will die Schäden und Unklarheiten in der Sprache beseitigen. Als Sprachpolitiker untersucht er an Beispielen aus dem alten Österreich-Ungarn und an weltsprachlichen Bestrebungen, inwieweit die Sprache, die die Nationen trennt, zu ihrer Verständigung dienen könnte. Er hat über dem Recht der Nationen nie das der Menschheit vergessen.

Seine Schriften, inhaltlich so vielgestaltig, reichen von der eindringendsten Untersuchung bis zur freiesten Übersicht. Sie umfassen die monumentale Kompilation, den Essay („Romanisches und Keltisches“ 1886), die *Miszelle*, die breitausladende Festschrift (für Witte „Ritornell und Terzine“ 1874), Miklosich, Mussafia), die *Rezension*, inner- und außerhalb dieser die *Polemik*, in der sich sein Werk immer mehr entfaltet hat (gegen Paul für die seelische Bedingtheit des Lautwandels, gegen Thomas für die begriffliche der Wortgeschichte, gegen Vinson in der Frage der baskischen Verba, gegen Meillet in der Sprachverwandtschaft). Ihr Reiz ist, daß sie voll von Leben, vibrierend, leidenschaftlich, zugleich von ritterlicher Gerechtigkeit und innerem Maß sind. Ganz unabhängig und unschematisch, oft kurz und konzentriert, sind sie andeutend und Richtungweisend, nicht lehrhaft und systematisch. Dem Blick fürs Komplexe entspricht die Dichtigkeit ihres Gewebes. Erörterungen schlingen sich durch Reihen von kritischen, polemischen, darstellenden Arbeiten. Scheinbar unübersichtlich, kreist dieses Werk um die zentralen Fragen der Sprachwissenschaft und muß in seinen Zusammenhängen, als Ganzes gesehen werden.¹

Durchaus persönlich, wie die Anlage der Schriften, ist ihr Stil. Er ist anmutig und kräftig, von reinem Kontur, eigenem Tempo und eigener Bildhaftigkeit.

Das in Schuchardts Arbeiten gesammelte Wissen ist ein ungeheueres; aber das Methodische, die Frage nach den Kriterien, die Lösung transzendenter Probleme steht ihm zuhöchst. Er hat immer nach dem Schwierigsten gegriffen, ist immer weitergeschritten. Kaum ein Anderer ist so weit und tief gedrungen. Sein Weg führt auf Grenzkämmen, zu hohen Warten, Ausblicke gewährend, den Andern oft fern. Von da aus sieht er Zusammenhänge, Einheit und in ihr dauernde Veränderung. So steht er am Anfang eines Jahrhunderts, wie Wilhelm von Humboldt an dem des vorigen und der Sprachwissenschaft.

¹ So im „Schuchardt-Brevier“, zusammengestellt und eingeleitet von Leo Spitzer (Halle 1922) — Festgabe und Erfüllung eines romanistischen Desideratums —, und in des Unterzeichneten noch nicht ganz abgeschlossener Darstellung von Schuchardts Sprachphilosophie.

Einsam arbeitend, weit voraus, hat er Anregungen für Jahrzehnte gegeben. Seine Weltgeltung steht längst fest, aber erst seit den neueren Schweizer Romanisten hat die Forschung seine Gedanken erkannt und in steigendem Maße aufgegriffen. Hier beginnt die eigentliche Wirkung seines Werks.

Indes der Meister mit der inneren Frische, die wir bewundern, schafft, keinem Neuen verschlossen, das Antlitz dem Leben zugewandt, grüßt ihn diese Zeitschrift, die, von ihrem ersten Jahrgang bis zu dem Aufsatz über „Ecke, Winkel“, den kein Anderer so hätte schreiben können, in fast jedem ihrer Bände seinen Namen aufweist. Wir Alle grüßen ihn dankbar, in Verehrung, mit frommem Wunsch.

HERBERT STEINER.